

Predigt am 14./15.12.2002 – 3. Advent (Gaudete) – Joh 1,6-8.19-28; 1 Thess 5,16-24

Ein Mann namens Stiller ist seit Jahren verschwunden. Ein Mann namens White, angeblich Amerikaner, wird von der Schweizer Grenzpolizei bei der Einreise festgenommen, weil man in ihm den vermissten Stiller zu erkennen glaubt. „*Ich bin nicht Stiller*“, so beginnt der in Untersuchungshaft Genommene seine Aufzeichnungen. Er wird mit seiner Umgebung, mit den Freunden, mit der einstigen Geliebten konfrontiert, und alle erkennen in ihm den verschwundenen Stiller. Nur er selbst will sich nicht zu seiner Identität bekennen, weil sie ihm längst abhanden gekommen ist. Denn - ist er nicht ein anderer geworden? War nicht der Mensch, der vor sechs Jahren verschwand, war nicht jener neurotisch-sensible Mann, dieser Versager in der Kunst und in der Ehe – ein ganz anderer, jetzt fremder Mensch? Stillers Versuch, „*sich in etwas anderes umzudichten*“, ist zum Scheitern verurteilt. **Max Frischs Roman „Stiller“** spiegelt ironisch und doch bitterernst die Situation eines Menschen, dem die Wirklichkeit entgleitet und der die entgleitende Wirklichkeit nicht mehr zu fassen bekommt.

„*Wer bist Du?*“ – So wird Johannes, der Täufer im heutigen Evangelium von den Priestern und Leviten gefragt, denn die Führungsschicht in Jerusalem will wissen, mit wem sie es da zu tun hat; wer dieser seltsame, unbeugsame Mensch ist, der ihnen in die Quere gekommen ist.. Die Antwort des Täufers: „*Ich bin nicht der Messias, nicht (der in der Endzeit wieder erwartete) Elia, nicht der Prophet!*“

Es ist schon viel wert, wenn ich und die anderen wissen, wer ich nicht (!) bin; wenn ich zu der Erkenntnis komme, daß es falsche Erwartungen sind, die ich oder andere an mich selber haben. Etwas anderes aber ist die Identitätskrise eines Menschen, der mit **Augustinus** sagen kann: „*Da wurde ich mir selbst zur großen Frage!*“

„*Ich bin nicht Stiller!*“ So beginnt besagter Roman von Max Frisch. Er beginnt mit der Geste der Verleugnung, die jedoch – anders als bei Johannes, dem Täufer – nicht zur Erkenntnis der eigenen Bestimmung führt. Stiller leidet an der neurotischen Sehnsucht nach einem anderen, unkompromittierten Ich. Sein Leben ist ein großer Fluchtversuch aus seinem Hier und Heute. Er vertraut sich keinen anderen Augen an als den eigenen. Doch vor dem unerbittlichen Gesicht und Gericht seiner eigenen Selbstwahrnehmung steht er stets als Versager da, als einer, der sich selber unerträglich geworden ist. Er hält es nicht aus, der zu sein, der er ist.

Der Täufer aber bezieht seine Identität nicht aus der Selbstbespiegelung, sondern aus der radikalen Bereitschaft, sich von einem anderen (!) sagen zu lassen, wer er ist und was er soll. Er will nicht wissen, wer er ist, ohne zu fragen: Wer bin ich in den Augen Gottes und was ist von IHM her meine Bestimmung und mein Auftrag? Er lebt im Bewußtsein der Erwählung, der Erwählung durch Gott, und Erwählung ist immer ein Ausdruck, ja eine Form von Liebe. Da sieht mich einer an mit den Augen der Liebe, und in diesem Blick erkenne ich mich selber als liebenswürdig, als der Liebe würdig – trotz meiner Unzulänglichkeit und Schwachheit.

Max Frisch sagt (im Nachwort) zu seinem „Stiller“: „*Er ist nicht bereit, nicht imstande, geliebt zu werden als der Mensch, der er ist, und daher vernachlässigt er unwillkürlich jede Frau, die ihn wahrhaft liebt. Denn nähme er ihre Liebe ernst, so wäre er genötigt, infolgedessen sich selber anzunehmen. Doch davon ist er weit entfernt.*“

Stiller ist der Prototyp eines Menschen, der um sich selber kreist, um dabei festzustellen: Ich bin gar nicht ich selber! Johannes, der Täufer, er ist der Prototyp eines Menschen, der sich von einem anderen her versteht und dadurch zu einem Ich-Bewußtsein-, zu einem Selbstbewußtsein findet, das ihn demütig und aufmüpfig zugleich sagen läßt: „*Ich bin die Stimme, die in der Wüste ruft: Ebnet den Weg für den Herrn!*“ Sein Sendungsbewußtsein wächst aus dem Selbstbewußtsein, von Gott geliebt und beansprucht zu sein.

Stiller ist nicht einmal fähig, sich von einem Menschen, geschweige denn von Gott lieben zu lassen. Sein Perfektionismus auf der einen und seine Sehnsucht auf der anderen Seite führen ihn zu der Antwort: „*Ich bin nicht Stiller!*“, - ohne zu wissen, wer und was er in Wahrheit (!) ist. Johannes, der Täufer, weiß nicht nur, daß er nicht der Messias, nicht der Prophet ist. Aus

dem Gebet und unter den Augen der Liebe Gottes weiß er und ist er gewiß, daß er ein unverwechselbarer Mensch ist, der groß ist in seinen Augen, weil er sich zurücknehmen und ganz „Stimme“, ganz „Vorläufer“ eines anderen sein kann.

Für **Fulbert Steffensky**, - dessen Vortrag kürzlich hier in Heidelberg mich noch lange beschäftigen wird, - für ihn ist es tatsächlich das Beten (!), das uns zur rechten Selbstfindung und Selbsterkenntnis führt, Antwort gibt auf die Frage: „*Wer bist Du?*“. Denn diese Frage müssen wir tatsächlich zunächst an uns selber richten, bevor wir sie anderen beantworten können. Fulbert Steffensky sagte dazu:

„Das Gebet ist der höchste Ort der Passivität, des Verzichtes darauf, sein eigener Liebhaber und Schönfinder zu sein. Es ist die Passivität, die sich nicht wehrt gegen den Blick, der uns schön und liebenswert findet. Im Gebet weiß ich, daß ich nicht mein eigener Selbsterbauer und Selbstrechtfertiger sein muß... Vielleicht können wir uns nur selber ertragen und mit uns selber auskommen, indem wir im Gebet gleichsam wegschwimmen in den Blick der Güte Gottes. Vielleicht können wir nur dann ruhig, stark und lebensgewiß sein, wenn wir nicht gezwungen sind, nur wir selber zu sein; wenn wir wissen, daß wir die sind, als die wir von Gott angesehen und gebraucht werden.....“

Eine Ahnung davon scheint auch Stiller zu haben, wenn er im Gefängnis niederschreibt: *„Wenn ich beten könnte, so würde ich darum beten müssen, daß ich aller Hoffnung, mir (selber) zu entgehen, beraubt werde. Gelegentliche Versuche zu beten, scheitern aber gerade daran, daß ich hoffe, durch Beten irgendwie verwandelt zu werden, meiner Ohnmacht zu entgehen...Diese (aussichtslose)Hoffnung ist mein Gefängnis... Ich bin nicht hoffnungslos genug, oder wie die Gläubigen sagen würden, nicht (gott)ergeben genug. Ich höre sie sagen: Ergib Dich (Gott) und Du bist frei, dein Gefängnis ist gesprengt, sobald Du bereit bist, daraus hervorzugehen als ein nichtiger und ohnmächtiger Mensch.“*

Wir gehen aber aus dem Gebet nicht nur hervor *„als ein nichtiger und ohnmächtiger“*, sondern vor allem als ein von Gott geliebter und getrösteter Mensch. Im Beten darf ich erfahren, daß ich Ansehen habe bei Gott, weil ER mich ansieht mit dem Blick der Güte. Johannes, der Täufer, konnte deshalb auf das Ansehen bei den Mächtigen verzichten; ihm genügte, daß Gott ihn ansah. Mit Gottes Erwählung im Rücken konnte der unbequeme Mahner und Bußprediger denen die Stirn bieten, die ihn schließlich ins Gefängnis warfen und enthaupten ließen. Er war mit sich im Reinen. Er wußte, wer er war.

„Freut euch zu jeder Zeit! Betet ohne Unterlaß! Dankt für alles, denn das will Gott von euch, die ihr Christus gehört!“ so hörten wir in der Lesung aus 1 Thess. Freude, Beten und Danken gehören für den Apostel zusammen! Heute, am Sonntag Gaudete, wollen wir es uns neu gesagt sein lassen: Die Freude des Christseins kommt aus dem Gebet, in dem wir uns Gott verdanken und anheimgeben. Mit **Romano Guardini** dürfen wir beten:

„Immerfort empfangen mich aus deiner Hand, o Gott. Das ist meine Wahrheit und meine Freude. Immerfort blickt dein Auge mich an, und ich lebe aus deinem Blick, du mein Schöpfer und mein Heil. Lehre mich, in der Stille deiner Gegenwart das Geheimnis zu verstehen, das ich bin.“

J. Mohr, St. Raphael HD